

„Boah, dachte ich, jetzt bist du wirklich reich.“ In den sieben Jahren seit der Gründung seiner Firma hatte er fast jeden Samstag und Sonntag gearbeitet und sich nur einmal Urlaub gegönnt – zwischen Weihnachten und Neujahr. Das sei die andere Seite, die gern vergessen werde, wenn über Erfolg gesprochen wird.

Was machte er? Er arbeitete weiter. Es macht ihm immer noch Freude. Er tritt nicht groß auf, ist in keinem Verein aktiv und fühlt sich in seinem Heimatort Montaubaur wohl. Einmal hat er seinen vier Vorständen versprochen, wenn die Firma 100 Millionen Mark Gewinn abwirft, werde er jedem einen Ferrari spendieren. Als es so weit war, rief Dommermuth den Händler in Mühlheim-Kärlich an, sagte: „Heute ist Ihr Glückstag“, und bestellte fünf Ferraris statt des einen, den er für sich wollte.

In einer Ecke seines Büros hat er das Foto jenes Moments hängen, als das Quintett die Autos abholte. Er erzählt das ganz ruhig und ohne prahlend-raumgreifende Theatralik. Seine hohe Stirn, das weiche Gesicht, die langsamen Bewegungen – es gibt wahrscheinlich Leute, die Dommermuth unterschätzen, und man könnte die Geschichte mit den Ferraris natürlich auch sehr hämisch erzählen: wie da einer durchdreht angesichts des Geldes.

Aber wäre das die Wahrheit? Dommermuth findet, dass die Sache komplexer ist. „Das war eine tolle Zeit. Wir haben gemeinsam an unsere Chance geglaubt und alles gegeben. Als es dann so weit war, war ich froh und stolz.“

Er hält sich weder für verschwenderisch noch für geizig. „Natürlich verschieben sich die Verhältnisse im Laufe der Jahre.“ Das Preis-Leistungs-Verhältnis muss stimmen. Bei allem. Er kauft seine Cola nicht an teuren Autobahnraststätten. Abends achtet er darauf, dass die Lichter in den Büros ausgeschaltet werden, und noch immer konnte er sich nicht aufrufen, die graue Auslegeware in seinem Büro zu wechseln. Ist doch noch gut.

Andererseits steuert er persönlich schon mal 28 Millionen Euro bei, um beim America's Cup das erste deutsche Boot zu starten – natürlich unter United-Internet-Flagge. Es war PR, aber Segeln ist zugleich Dommermuths einziges Hobby. Schon als junger Mann hatte er eine kleine Jolle. Mittlerweile besitzt er eine Segelyacht und lässt sich nach zwölf Jahren gerade in den Niederlanden ein neues „Boot“ bauen, wie er das nennt.

Nächstes Jahr soll es fertig werden, 142 Fuß lang, etwa 43 Meter, und von einer sechsköpfigen Crew dann rund um die Uhr betreut. Es gibt weitaus gewaltigere, wobei selbst die größte deutsche im internationalen Vergleich ärmlich wirkt: Der Schraubenmilliardär Reinhold Würth hat sich vor drei Jahren die 85-Meter-Yacht „Vibrant Curiosity“ gegönnt. Preis: rund hundert Millionen Dollar. Wenn Reiche

## Klassenziel: Elite

Wie das Internat Louisenlund mit dem Geld vermögender Eltern versucht, eine ganz normale Schule zu sein

Ingeborg Prinzessin zu Schleswig-Holstein gönnt sich bisweilen einen Hauch von Häme, wenn sie mit ihrem BMW Cabrio das Kopfsteinpflaster erreicht. Einmal pro Woche fährt sie von Hamburg an die schleswig-holsteinische Schlei. „Nicht sehr sportwagenfreundlich“, sagt sie und lächelt die Strapazen weg auf der letzten Etappe zum Internat Louisenlund, dessen Trägerstiftung sie anführt. Auf der Rumpelstrecke hätten es zumindest jene ihrer Schützlinge oder deren Eltern schwer, die mit dem tiefergelegten Porsche kommen.

Einerseits will sie eben nicht, dass die schon auf dem Parkplatz zeigen, was sie haben (und sie haben oft eine Menge). Andererseits ist sie auf das Wohlwollen der reichen Eltern durchaus angewiesen. Zwar schicken viele Vermögende ihre Kinder auch auf ganz normale staatliche Gymnasien. Zwar gibt es andere teure Privatschulen wie das fast paramilitärisch anmutende Salem am Bodensee oder das abgeschiedene Lyceum Alpinum im Schweizer Zuz, wo das Schuljahr mit rund 70 000 Schweizer Franken zu Buche schlägt – ohne Extras wie etwa den Einzelzimmerzuschlag. Aber Louisenlund hat zumindest in Deutschland einen besonderen Ruf.

320 Schüler werden hier zurzeit von 58 Lehrern betreut. In den Klassen sitzen im Schnitt 14 Schüler. In der Freizeit wird gesegelt, Tennis und Hockey gespielt. Der Bildungsauftrag ist klar:

die Elite von morgen werden. Luxus geht dennoch anders. Man wolle keine Schnöselchule sein, so der Internatsleiter Werner Esser, der vorher in Salem unterrichtete.

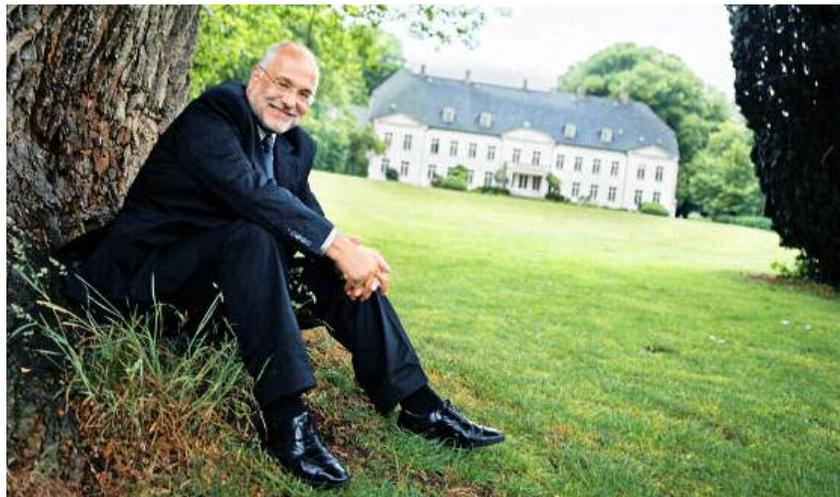
Die Mischung ist ihm wichtig. Manche der Schüler (mit ärmeren Eltern) haben Leistungsstipendien, andere kommen aus dem Umland, weil Louisenlund für sie auch einfach eine nahe liegende Schule ist. Ein Vorfahr der Prinzessin habe das Schloss einst aus schierem Mangel zur Bildungsstätte umfunktioniert: „Die ersten Schüler waren drei Brüder mit zwei Paar Schuhen“, so ihre Gründungslegende.

Die Zweibettzimmer, in denen die Zöglinge zumeist leben, sind spartanisch geblieben, die Wäsche muss selbst gewaschen werden. „Eine Mutter sagte mal zu mir, dass ihr Kind ein solch bescheidenes Zimmer nicht gewohnt sei und darin nicht leben könne. Ich habe mit dem Schüler gesprochen, der das alles völlig in Ordnung fand“, so Prinzessin Ingeborg. „Das Problem haben oft eher die Eltern als die Kinder.“

Auf großzügige Helfer ist die Schule dennoch angewiesen: „Das Internat macht unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten keinen Sinn“, sagt die Prinzessin.

Einfach ist trotzdem manchmal besonders teuer: 30 000 Euro zahlen für Louisenlund jene, die sich das leisten können. Pro Schuljahr.

MARTIN U. MÜLLER



Internatsleiter Esser: Mischung ist ihm wichtig